In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 253. Posen, den 3. November 1928. 2. Jahrg.

Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

1. Fortsetzung.

Zum Nachdenken und Sichwundern fand der Bergansteigende keine Zeit. Da winkte ja sein ahles, guttes Häusel schon ganz aus der Nähe. A bissel bunt sah's aus; das war jetzt die neue Mode, wie er unterwegs auf der Reise schon festgestellt hatte. Häßlich war es nicht dadurch geworden, das Häusel, aber die frischgemalten Läden störten ihn doch, wichen ab von seinem Erinnerungsbild. Nu doh. Darauf kam's ja nicht an.

Marie lehnte verborgen hinter dem Fenster und sah ihn kommen. Sie wußte gleich, daß er es war, obwohl er sich sehr verändert hatte und einen Anzug trug, den sie nicht kannte. Jetzt schlug der Hund an, knurrte erst bissig, wie er es bei Fremden tat; aber plötzlich ging das Knurren in ein zärtliches Winseln über. Marie, die sich hinter die Haustür geschlichen hatte, wankten die Knie. Sie klammerte sich an die Türklinke. So tat der Froh sonst nicht. Das klang ja, als ob ein Kind weinte.

„Nu, Froh, — nu, Frohdel, mei guttes Hundel! Kennst mich denn noch?"

Die Klinke gab nach, die Tür ging auf. „Marie!" Er trat ein paar Schritte auf das Haus zu, aber ihm war, als wüchse zwischen ihm und der Frau da drüben plötzlich eine Mauer empor. Sie stand wie erstarrt, totenblaß und bemühte sich vergebens, ein Wort über die Lippen zu bringen. Auf einmal kam ihm die Erleuchtung: Sie hat meinen Brief wohl nicht erhalten. Es ist der Schrecken, der ihr die Glieder lähmt, denn sie hat mich gewiß schon für tot betrauert. Und er schluckte hinunter, was ihn in der Kehle würgte, sprang beherzt über die unsichtbare Mauer, legte den Pappkasten auf die Steintreppe vor der Haustür und streckte Marie beide Hände entgegen. „Ich bin es wirklich und wahrhaftig, — ni etwa nur mein Geist, Marie. Da —, pack' zu!"

Sie ließ ihre kalten Hände einen Augenblick willenlos in den seinen. Er wollte den Arm um sie legen, aber sie trat rasch ins Haus. Er nahm den Pappkasten auf und folgte ihr in die Küche, warf Kasten und Mütze auf die Bank, strich sich über den Schnurrbart und dehnte mit einem zärtlich-verlegenen Schmunzeln die Arme. „Marie, — Miezla, — nu komm ock amal her!"

Sie wich vor ihm zurück und lehnte sich an den Küchenschrank. „Laß, Paul, — setze dich, — wir müssen erst miteinander sprechen!"

An der Wand, nahe beim Ofen, damit er abends schön warm sein sollte, — an derselben Stelle, wo auch sein Rock immer gehangen hatte, wenn er nicht daheim war, — hing ein fremder Männerrock. Darauf fiel jetzt sein ratloser Blick, tastete daran herum, erst ungläubig, zweifelnd, dann — allmählich — verstehend. Er dachte an die Frau Lehmann in Berlin, wie die ihn geneckt hatte: „Und wenn Ihre Frau sich nun inzwischen einen anderen angeschafft hat, Herr Vogt?" Ins Gesicht hatte er ihr gelacht. Seine Marie, sein Miezla? So ein Unsinn! — Sollte die Frau doch recht behalten? — Er ließ sich schwer auf den nächsten Stuhl fallen. Ihm war, als begänne der Boden unter ihm zu schaukeln. „Du hast — du hast a Mann bei dir wohnen!"

Marie hielt ihre Hände fest ineinander verschlungen. Sie hatte gehofft, daß er unterwegs schon etwas gehört hätte, daß sie wenigstens nicht selbst die Henkersarbeit tun müßte. Es blieb ihr nicht erspart. Dabei sah er so elend aus, so gealtert. Und die große Narbe an seinem armen Kopf. Darf man denn einem Menschen, der eine so furchtbare Narbe mit sich herumträgt, überhaupt noch wehtun? — Aber es mußte sein. Und es war besser, es geschah rasch. Nur keine unnötig lange Quälerei. Sie nickte tapfer. „Ja, Paul." Und dann sprach sie hastig weiter, während sie an ihm vorbei auf den Rock an der Wand sah, immer auf den Rock, als stände dort Stefan und gäbe ihr Mut: „Weshalb hast du nur niemals geschrieben? Wir mußten doch denken, du wärst tot."

„Schreiben? ich konnt' ock ni," sagte er zerstreut Also doch! dachte er dabei. Ich hätt' das nimmer geglaubt von ihr. Aber — nu ja — die vielen Jahre. Und a junges, hübsches Weibel so ganz alleine. Ma muß sich wohl damit abfinden. Ma muß — — — —" Die Gedanken verschwammen. Weiße Helle im Hirn überflutete sie, spülte alles hinweg. Sein Kopf schüttelte willenlos hin und her, hin und her. Seine Augen waren starr und gläsern.

Marie sprang auf, griff erschrocken nach seinen Schultern. „Paul, — um Gotteswillen!"

Er fuhr zusammen, raffte sich, versuchte zu lächeln Es schnitt ihr ins Herz. „Hab' ich das Schütteln gehabt? Das kommt öfter amal seit dem Kopfschuß. Das muß dich ni erschrecken. — Ja. Un mit dem anderen," er atmete tief, „das is nu ni anderser. Damit muß ma sich halt abfinden. Ich weeß, du bist deshalb ni schlecht Aber a Weibsen is ock sozusagen auch a Mensch — un noch dazu a schwacher. — Aber jetze is das vorbei, newahr? Jetze bin ich wieder da." Er hob mit erzwungenem Lachen die Fäuste. „Der Kerle, wenn der sich hie no amal blicken läßt, — der fliegt! Dem schlag' ich alle Knuchen entzwee!"

Sie wich vor ihm zurück und verneinte müde. „So ist das nicht, Paul. Es ist viel schlimmer."

„Schlimmer? Schlimmer kann das garni sein. Oder hast du etwa — —." Er stockte und horchte unwillkürlich auf, als mußte irgendwo im Hause ein Kinderweinen laut werden.

Es war ganz still im Hause; aber draußen brach Froh in ein jubelndes Gebell aus. Marie erschrak zusammen. Auch das noch! So bellte der Hund nur, wenn Stefan heimkam. Er war also, von seiner Unruhe um sie getrieben, früher zurückgekehrt. Eigentlich hatte er heute überhaupt nicht an die Arbeit gehen wollen. Mit großer Mühe nur hatte sie ihn dazu bestimmt, denn sie fürchtete Unheil, wenn die beiden Männer sich gegenüberträten. — Sie mußte zu Ende kommen. Ihr Blick hing wieder an dem Rock. „Paul," sagte sie leise, „dieser Rock dort gehört meinem Mann."

Er starrte sie verständnislos an. „Dein Mann? Dein Mann bin ich doch? Du kannst ock ni zwee Männer haben. Das erlaubt ock der Staat ni!"

Sie bebte zurück vor der Grausamkeit, die sie nun in diesem armen Menschen begehen mußte. Aber Stefan konnte jeden Augenblick hereinkommen. Wenn der Aermste durch ihn die Gewißheit erhielt, so traf ihn das sicher noch härter. „Du warst so lange fort, Paul. „Vermißt" hieß es. Und die Kameraden schrieben, daß du schwer verwundet gewesen wärest. Im Anfang habe ich immer noch gehofft, du kämst zurück. Dann wurde die Hoffnung schwächer und schwächer. Schließlich glaubte keiner mehr daran, — auch deine Schwester nicht. Und da — — —." Sie stockte wieder. Kann man einem Menschen einfach sagen: Wir haben dich ausgelöscht aus den Listen der Lebenden, — du atmest noch, aber du bist schon für tot erklärt, — in deiner Heimat, in deinem Hause, neben deiner Frau ist kein Platz mehr für dich?! — „Und dann lernte ich," sie brachte den Namen nicht heraus, „dann lernte ich ihn kennen. Es war doch gar keine Hoffnung mehr, daß du wiederkämst. Ich stand so allein. Er ist gut, er — — — —. So haben wir geheiratet."

Hatte er sie verstanden? Er saß jetzt in sich zusammengesunken, mit vergrübeltem Gesicht. „Wann — war das?" stieß er endlich zwischen den Zähnen hervor.

„Vor zwei Jahren."

Plötzlich zuckte er auf. „Ja, aber wer ist denn jetze varrickt, du oder ich? Das geht ock ni. Solange ich lebe . . ."

„Es geht, Paul, wenn die amtliche Eintragung —".

Er schnitt ihr mit einer Handbewegung das Wort ab. Die Frau Lehmann in Berlin hatte gestern etwas erzählt: Da war einer amtlich für tot erklärt worden, weil die Frau durchaus wieder heiraten mußte, und dann war er wiedergekommen. Und sie hatten gelacht über diesen Blödsinn: Ein Toter, der lebt. So einer war er also auch. Das war ja, das war ja — zum Totlachen war das! Und er lachte plötzlich grell auf, wild und verzweifelt. „A Toter, der lebt! A Toter, der lebt! So tu' ock lachen, so lach' ock mitte, Marie! Was soll denn a Mensch da tun? Lachen, lachen, suste nischt ock lachen!" Dabei liefen ihm die hellen Tränen über die schmalen Wangen.

Mari zog sich das Herz zusammen in heißem Mitleid.

Plötzlich verstummte er, suchte sein Taschentuch und trocknete sich das Gesicht ab. Dann griff er mit einem Achselzucken nach seiner Mütze. „Da bin ich also zuviel. Da muß ich wieder fort. Lebe gesund, Marie!"

Sie umklammerte seine Hand. „Paul, wo gehst du hin?"

Er schüttelte gutmütig den Kopf. „Tu' dich nicht ängsten! Ich geh' — zu meiner Schwester ei die Berggeistbaude." Er zögerte noch, deutete mit einer hilflosen, flatternden Bewegung ringsumher. „Und das alles — von damals, — Miezla, — das is nun — wie ni gewesen?"

Sie machte einen letzten verzweifelten Versuch. Sie wußte eigentlich nicht, was sie wollte, — nur ausgleichen, beschwichtigen, wieder gutmachen, was doch nicht wieder gutzumachen war. „Paul, — gehe doch nicht! Die Suppe ist auch gleich fertig. So darfst du nicht fort, — nicht so im Unfrieden! Das ertrage ich nicht! Stefan ist so gut. Er wird —, du wirst ihn . . ."

Da fuhr er auf — blutrot im Gesicht. „Der Lump! Wenn ich den erwischt'! Einer von uns beiden is zuviel uff dr Welt! Das tu' dir merken!" Er riß die Tür auf. Ihm war plötzlich, als müßte er in der kleinen, warmen Küche ersticken, — ersticken in der roten Lohe der Wut, die ihm das Hirn versengte. — Krachend flog die Haustür hinter ihm zu. Marie fuhr sich nach dem Herzen. Stefan! Wo war Stefan? Wenn er Paul jetzt in den Weg träte! — — — Gott sei Dank, die Schritte entfernten sich hastig. Sie kam sich sehr schlecht vor, daß sie in diesem Augenblick nur Erleichterung empfand. War denn alles von früher ausgelöscht? Sie hatte ihn doch auch gern gehabt, — nicht so, wie Stefan, aber doch wirklich gern. Und sie hatte mit ihm in engster Gemeinschaft gelebt. Sie hörte noch seine flehende, vorwurfsvolle Frage: „Und das alles von damals, Miezla, — das is nun — wie ni gewesen!"

Da stand Stefan auf der Schwelle. Und da war wirklich alles — von damals — „wie nicht gewesen". Mit einem Aufschluchzen flüchtete sie sich an die Brust ihres Mannes.

„Mirzl, mein Armes, ist es überstanden?"

Sie hob das Gesicht zu ihm auf. „Du warst hier?"

„Ja, ich hatte keine Ruhe. Ich war im Stall. Wenigstens in deiner Nähe wollte ich sein." Er streichelte ihr Haar. „Wie hat er es aufgenommen?"

Sie antwortete ihm nicht. Ein Zittern überlief sie. Nun, da er heil und gesund bei ihr war, erwachte wieder die Angst um den anderen. „Stefan, wenn er sich nur nichts antut!"

„Soll ich ihm nachgehen?"

„Du? Nein, nein, um Gotteswillen, bleibe hier! Das gäbe ein Unglück. Er hat ja auch gesagt, er ginge zu seiner Schwester. Sie beruhigte sich äußerlich wieder, aber ihr Herz kam nicht zur Ruhe, ihre Gedanken flogen hinter Paul her in die sinkende Dämmerung hinaus. Ob er tatsächlich zu seiner Schwester ging? Die Wanda war eine harte, selbstsüchtige Person, nicht dazu geschaffen, einen Menschen zu trösten. Und die Berggeistbaude war auch nicht der rechte Aufenthalt für einen Verzweifelten.

Stefan hatte die Lampe angezündet und die Fensterläden geschlossen, auch die Gardinen vorgezogen, als wollte er die Außenwelt damit abschließen. Aber da war noch etwas im Raum, — etwas Fremdes, — etwas, was von dem anderen stammte, an ihn erinnerte und für ihn warb in der seltsam eindringlichen Art, in der tote Dinge zuweilen für einen Menschen werben können. Der Pappkasten lag auf der Bank. Marie fand ihn. Die Schnur hatte sich wohl schon gelöst, als ihn Paul beim Eintreten dorthin geschleudert hatte. Plötzlich hielt sie das rote Sammetkleid in ihren Händen. Und es brannte sie wie Feuer, brannte sie bis ins Herz hinein, heftiger, als alle Vorwürfe und Anklagen Pauls es hätten tun können. Verzweifelt starrte sie lange darauf nieder.

Schließlich nahm ihr Stefan das Kleid aus den Händen, legte es behutsam in den Kasten zurück und trug ihn hinaus. Aber er fühlte dabei mit heißem Schmerz, daß etwas in ihr zurückblieb, was er nicht wegräumen konnte.

Wie gehetzt lief Paul Vogt den schmalen Weg hinunter. Der scharfe Bergwind peitschte ihm den Nacken, schob und drängte ihn weiter. Atemlos kam er am Waldrande an, wollte sich an einen Baum klammern, sich noch einmal umwenden. Wieder schlug ihm weiße Helle ins Hirn, und er brach zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Kurt Bock:

Spätherbst.

Schon welkt der Erntekranz, die Scholle aufgebrochen,
die segensreiche Frucht gesammelt in die Scheuer;
um alle Tennen, die den Druschtanz eifrig pochen,
verschwelen weit landüber die Kartoffelfeuer.

Von aufgeregten Mühlen wird nun bunt versponnen
die Nebelseide in des lohen Herbstkleids Prunk,
und leiser singen all' die abendlichen Bronnen,
an denen stumm des Wandrers harrt Rebekkas Trunk.

Der Sprung zum Film.

Skizze von E. Duurloo.

Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß Mix Dolittle, zweiter Verkäufer in Kaufmann Jenkins Geschäft am Markt in Oxenthorpe, den Rest seiner Tage als der ehrbare, bescheidene und nette junge Mann (wozu er von Natur bestimmt war) verbracht hätte, wenn nicht eine jener unberechenbaren Schicksalslaunen dazwischen gekommen wäre, ihn aus seinem Milieu herausgerückt und ihn die Süßigkeit des Ruhms hätte kosten lassen.

Die Geschichte fing damit an, daß die Filmgesellschaft „Excentric" in die Stadt kam. Man wollte ein Lustspiel drehen, und die Szenen sollten sich auf dem Hintergrund einer veritablen Kleinstadt abspielen. Im Anschluß daran wollte man nordwärts reisen, um in einem bekannten Badeort weiterzuarbeiten. Das ganze Personal war mit, auch der Held Ben Lyon. Es war zwar keine große Rolle, die der lokale Valentino der Excentric-Filmkompagnie auszuführen hatte. Er sollte lediglich in einem fulminanten Auto angesaust kommen, vor der Tür des Hotels halten, dort absteigen und später einen kleinen Spaziergang durch die idyllische Stadt unternehmen, bei welcher Gelegenheit er gerade einen Schimmer des „geliebten Gegenstandes" erängte, der im übrigen seinem Gesichtskreis entrückt war, aber gerade jetzt im Auto an ihm vorbeifuhr in Richtung auf den Badeort. Hierauf sollte der Held sich wieder im Hotel einfinden, ein neues Auto bestellen und zum Tore hinauszufahren. Also kein Nervenschock in fünf langen Akten.

Nichtsdestotrotz kam es einer kleinen Katastrophe gleich, daß Ben Lyon, wohl angekommen im Hotel, sich mit gelben Flecken im Hals und einer Temperatur von 39,9 zu Bett legen mußte.

Der Instrukteur Billie Rex bekam eine Art von hysterischem Anfall. Der alte Kreisarzt tröstete ihn zwar damit, daß die Krankheit höchstens drei oder vier Tage dauern würde. „Wärme, Ruhe, Kamillentee und Pulver" beorderte er, „und das Ganze wird schnell vorübergehen." Aber — großer Gott — vier Tage bedeuteten für den Instrukteur Billie Rex eine Ewigkeit. Er drehte den Film auf eigene Rechnung — und diese vier Tage waren ein nicht zu unterschätzender Verlust.

„Gibt es denn gar keinen Ausweg? Ist hier nichts zu machen! Muß man auch hier in diesem gottverlassenen Kaff sitzen," schrie Billie Rex und folgte dem kopfschüttelnden Arzt durch das Vestibül bis hinaus auf den Markt. Hier blieb ihm plötzlich die Sprache weg — mitten in seinem Wortschwall. Die Kraft der Rede versagte, er glaubte sich einer Agonie nahe, ließ den vertrottelten alten Landdoktor laufen und glotzte mit weitaufgesperrten Augen und schwellenden Pupillen hinüber zu Jenkins Kramladen, in dessen Tür der zweite Kommis, Mix Dolittle, gerade stand, um etwas von den interessanten Filmleuten zu erspähen.

Besagter Mix Dolittle fühlte sich tief erschüttert und war sich nicht mehr darüber klar, was denn überhaupt geschah, als plötzlich Billie Rex' Hand mit ziemlicher Wucht auf seine Schulter niedersauste. Gleichzeitig hörte man Billie Rex erregte und einschmeichelnde Stimme kommandieren:

„Zeigen Sie mir Ihr Profil! Streichen Sie das Haar aus der Stirn! Lächeln Sie! Machen Sie ein ernstes Gesicht! Ja — in drei Teufels Namen! Faaabelhaft! Das geht ja! Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Was tun Sie? Können Sie drei Tage für mich arbeiten?" Die Fragen überschlugen sich, Mix Dolittle konnte kaum folgen. Schließlich kam man aber doch zu einem Resultat. Der Kaufmann Jenkins witterte eine ganz gute Reklame für sich, indem Mix Dolittle, zweiter Kommis (wenn auch nur für drei Tage), Filmschauspieler würde. Aus diesen Erwägungen heraus, gab er seine Zustimmung. Und — Mix Dolittle selbst —, ja er stürzte sich plötzlich in eine neue Welt, von deren spannender Existenz er wohl schon geträumt hatte, ohne daß er jedoch gewagt hätte zu hoffen, mit ihr in nähere Berührung zu kommen. Drei Stunden lang hatten der Friseur und der Schneider alle Hände voll zu tun, um Mix Dolittle „filmfähig" zu machen. Ben Lyons Garderobe paßte ihm wohl in „großen Zügen", wie Billie Rex sagte, aber hier und da mußte doch etwas geändert werden.

Dann ging's los. Mix Dolittle fuhr durch die Stadt, promenierte im elegantesten Zeug und spielte den „Herrn". Mit der Miene eines Globetrotters ging er durch die Schwingtür des Hotels, andauernd von einem schnurrenden Aufnahmeapparat verfolgt. Die bewundernden Blicke der ganzen Stadt hingen an ihm.

Während der drei Tage verwandelte er sich in einen ganz andern Mann. Er wurde sich selbst darüber klar, daß er ein hübscher Kerl sei; der gefeierte und umschwärmte Ben Lyon unterschied sich durch nichts von ihm. Talent mußte er scheinbar auch haben, da man ihn „gebrauchen" konnte. Ja — selbstverständlich hatte er Talent — und welch ein Glück —, daß nun dieses Talent entdeckt worden war!

Als die drei Tage des Glücksrausches überstanden, und die Filmgesellschaft mit dem nunmehr wiederhergestellten Ben Lyon an die Küste gezogen war, hantierte ein anderer Mix Dolittle in Kaufmann Jenkins Kramladen am Markt zu Oxenthorpe, als an jenem Tage, da die Excentric-Gesellschaft ihren Einzug hielt.

Mix Dolittle war aus allen Bahnen geworfen! Er war ein ruinierter Mann. Das heißt — diese Erkenntnis kam ihm erst nach Jahren, anfangs deuchte es ihm, er sei ein Auserkorener des Glücks. Er träumte bei Tag und Nacht, er träumte so intensiv, daß Kaufmann Jenkins ihm eines Tages in aller Freundschaft auseinandersetzte, daß er sich wohl nicht dazu eigne, fernerhin Kommis in einem Kramladen zu sein und sich lieber einen andern Nahrungszweig suchen müsse . . . Die Sache war nämlich die, daß ungefähr nach einer Woche schon der mystische Glanz der Sensation von Mix Dolittle abgestreift war. Gleich nach dem Filmabenteuer hatte selbstverständlich ein wahrer „run" auf Herrn Jenkins Laden stattgefunden. Die kleinen Mädchen der Stadt machten die möglichsten und unmöglichsten Einkäufe, um sich Mix genauer ansehen zu können und um von ihm Neues aus der bezaubernden Welt des Films zu hören. In Wirklichkeit hatte er ja nicht viel zu berichten — und jetzt stand er wieder in seinem blauen Arbeitskittel da — und war nicht im geringsten „spannend", nur wichtig, selbstzufrieden und felsenfest davon überzeugt, daß all die kleinen zuckenden Frauenherzen ihm verliebt entgegenschlugen. Das war zu dumm und irritierend . . .

Ueber das weitere Schicksal von Mix Dolittle könnte man einen Roman schreiben, der aber sehr traurig ausfallen würde. Das Merkwürdige bei der Geschichte war ja, daß Billie Rex ihn einfach nicht wiedererkannte, als er in die Großstadt kam — jedenfalls hatte er gar keine Verwendung für ihn. In irgendeinem Laden konnte er sich nicht mehr zurechtfinden, auf der Bühne oder vor einer Filmkamera fehlten ihm alle Bedingungen, um sich geltend zu machen. Er ging den Leidensweg des verkannten Genies, lebte von kleinen Gelegenheitsgeschäften, bald als Maschinenmann, bald als Filmstatist — und vertrank die paar Groschen, die er verdiente . . .

Jedem, der es hören wollte, erzählte er aber die Geschichte von:

„Damals, als ich die Hauptrolle in dem Film „Das Martyrium der Liebe" spielte . . ."

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.)

Angenehme Mitmenschen.

Es ist genau acht Uhr, Ladenschluß. Hier und da sind die Türen schon verschlossen und die Eisengitter vor die Fenster gelegt. Mit eiligen Schritten kommt eine Dame auf den Ladeneingang zu, ihren Begleiter, einen behäbigen Ehemann, mit sich ziehend. „So beeile dich doch, Hugo, ich muß die Knöpfe unbedingt noch kaufen!" Es gelingt ihr, sich an dem Fräulein, das eben die Tür schließen will, vorbeizuzwängen. „Ach bitte, liebes Fräulein, ich muß unbedingt noch hinein. Entschuldigen Sie, daß ich im letzten Augenblick komme, aber ich muß ein paar Knöpfe zu einer Bluse haben. Es dauert ja nur einen Augenblick . . ." — „Aber gewiß," lächelt das Fräulein hinter dem Ladentisch liebenswürdig, obwohl es ja acht Uhr ist und der lange Arbeitstag vorbei und der Weg nach Hause noch weit und Mutter mit dem Abendbrot wartet und . . . „Was für Knöpfe sollten es denn sein?" „Ja, darüber bin ich mir auch noch nicht klar," sagt die Dame achselzuckend. „Was meinst du, Hugo? Was für Knöpfe nehme ich am besten?" Er zuckt die Achseln, augenscheinlich ist er nicht Knopffachverständiger. Was soll er sagen? Ja, wenn sie ihn bei einem Zigarreneinkauf um Rat gefragt hätte — ja dann . . . dann hätte er ihr schon sagen können, welche Marke sie zu nehmen hätte — aber Knöpfe, mein Gott . . .

„Zeigen Sie mir doch bitte einmal grüne Knochenknöpfe," entschließt sich die Frau zu sagen, als der Appell an das Urteil des Mannes ergebnislos verlaufen ist.

Das Fräulein nimmt zwei Kästen mit grünen Knochenknöpfen aus dem Regal und stellt sie vor die Käuferin auf den Ladentisch. Es ist eine sehr große Auswahl, Knöpfe in allen Größen und allen Schattierungen. Da ist es wirklich sehr schwer, seine Wahl zu treffen. Die Käuferin nimmt eine Karte mit Knöpfen aus dem Fach und hält sie gegen das Licht. „Nun, was meinst du?" fragt sie den Mann.

Der hat inzwischen daran gedacht, daß morgen die Versicherungspolice bezahlt werden muß. „Nun ja," sagt er, damit auch keine klare Entscheidung herbeiführend.

„Findest du nicht auch, daß Grün zu meiner Bluse vielleicht gar nicht gut aussehen würde? Es wirkt vielleicht doch zu bunt Vielleicht sieht es unfein aus. Was meinst du?"

„Ja, unfein mag es wohl aussehen."

Noch immer hält die Dame die Karte musternd in der Hand „Ob ich mir lieber einmal gelbe ansehe?"

„Ja, gelbe sind vielleicht hübsch!"

Das Fräulein holt drei Kästen mit gelben Knöpfen. (Mutter wartet mit dem Abendbrot, und vielleicht wartet auch sonst jemand . . .)

„Nein, diese gelben passen nicht," sagt die Dame entschieden.

„Das kannst du gar nicht sagen, mir gefallen sie ganz gut," mischt der Mann sich ein, vielleicht um dem Kauf ein Ende zu machen, da überall im Laden der Aufbruch zu merken ist. In der anderen Abteilung wird schon das Licht gelöscht.

„Du kannst dich mit deinem Geschmack sehen lassen," widerspricht seine Frau empört. „Gelb! Wie könnte ich solche gelben Knöpfe zu meiner Bluse nehmen! Aber haben Sie nicht diese goldenen Kugelknöpfe, Fräulein, die jetzt so modern sind?"

Das Fräulein holt vier Kästen mit goldenen Kugelknöpfen. (Was wird man zu Hause denken, wo sie bleibt! Es macht doch einen komischen Eindruck, wenn sie so spät kommt! Und der Jemand ist eifersüchtig . . .)

„Nein, solche meine ich nicht," sagt die Dame enttäuscht, „ich meinte gemusterte, nicht solche glatten. Haben Sie keine gemusterten?"

„Bedaure, die haben wir nicht," lächelt das Fräulein. (Es ist schon fünfzehn Minuten nach acht . . .)

„Merkwürdig — in anderen Geschäften bekommt man sie doch. Man trägt doch augenblicklich eigentlich überhaupt nur diese Knöpfe. In Paris habe ich an keiner Bluse andere gesehen. Aber es ist ja immer schwierig, hier in der Stadt etwas wirklich Modernes zu bekommen."

„Vielleicht gefallen Ihnen die mattgrauen Hornknöpfe, die sind eben erst hereingekommen." Das Fräulein holt sie, und die Dame beginnt die schön geordneten Karten durcheinander zu wühlen.

Der Mann zupft sie am Aermel. „Du, es ist schon spät — ich glaube, hier soll geschlossen werden . . ."

„Aber was willst du denn . . . ich muß die Knöpfe für meine Bluse doch haben. Das fehlte ja noch, daß eine Kundin nicht zu Ende bedient würde . . ." Wieder wühlt sie in dem Kasten. Es dauert eine ganze Weile, das Fräulein lächelt etwas gezwungen. Die mattgrauen Hornknöpfe scheinen keinen Beifall zu finden.

Der Mann rafft sich auf. Er bemüht sich, sein Interesse wirklich auf die Bluse zu konzentrieren. „Weißt du," sagt er, „ich will dir einen Rat geben. Wie wäre es, wenn du einfache Perlmutterknöpfe an deine Bluse setztest. Das steht immer so adrett und korrekt aus."

„Perlmutterknöpfe?" sagt seine Frau und sieht ihn mißtrauisch von der Seite an. „Perlmutterknöpfe? Hm ja — vielleicht wäre das gar nicht übel. Die Bluse soll doch gerade wie eine Hemdbluse wirken — vielleicht wird dieser Charakter dadurch betont. Meinen Sie nicht auch, Fräulein?"

„Sicher wären Perlmutterknöpfe hübsch," versichert das Fräulein. (Die Halb-Neun-Uhr-Bahn bekommt sie auch nicht mehr . . .) „Perlmutter wird ja wieder modern . . ."

„Ja, Perlmutter wäre wirklich vielleicht das Richtige. Daß man nicht gleich darauf gekommen ist. Manchmal haben die Männer doch einen guten Gedanken," lächelte sie wohlwollend. „Ja, dann können wir gehen, Hugo, dann brauchen wir das Fräulein nicht länger zu bemühen, denn Perlmutterknöpfe habe ich zu Hause. Guten Abend!"

Polizei und Ministerpräsident.

Ein Warschauer Blatt erzählt folgende nette Geschichte: Durch die Straßen der Stadt Kalisch fährt ein elegantes Auto, das auf dem Marktplatz vor dem Café Halt macht. In der Nähe steht, an einen Baum gelehnt, ein Mann dörflicher Herkunft und raucht seelenruhig eine Pfeife miserablen Tabaks. Dieser Baum muß wohl unter besonderem staatlichen Schutz gestanden haben, denn plötzlich stand ein Polizist vor dem rauchenden Dorfbewohner — es entwickelte sich der übliche Disput, und schließlich zogen Polizist und Bauersmann, freilich nicht sehr einträchtig, nach dem gleichfalls am Markte gelegenen Polizeilokal ab.

„Warum verhaften Sie diesen Bauern?" fragte der in dem schmucken Auto angekommene Reisende. „Was geht Sie das an?" lautete die Antwort des Polizisten. „Ich werde Sie mitnehmen!" Der Reisende machte eine einladende Handbewegung, der Polizist, erfreut ob so vielen Entgegenkommens, zog leicht beschwingt mit zwei Arrestanten zur Wache und freute sich bereits auf die Belobigung durch seinen Vorgesetzten. Die polnische Polizei arbeitet prompt, ein Schnäpschen oder zwei werden nach der Mühewaltung dem pflichteifrigen Jünger der heiligen Hermandad um so besser munden . . .

Es kam aber anders. Ganz, ganz anders, als der tüchtige Polizeimann vermutet hatte. Zuerst entwickelte sich alles programmäßig; als erster kam der Bauer an die Reihe — der arme Mann begriff zwar nicht, was er verbrochen haben sollte, aber das stand fein säuberlich in dem Protokoll, und der Delinquent wurde abgeführt. Dann wandte sich der Kommissar an den anderen Verhafteten: „Nun, jetzt sind Sie dran. Sie wollten es selbst so haben, jetzt werden Sie zur Verantwortung gezogen!" Darauf die obligate Frage, wes Nam' und Art, woher der Fahrt, außerdem Ausweispapiere und Paß! —

„Bitte sehr, das ist meine Legitimation — ich bin Ministerpräsident Professor Kazimierz Bartel!"

„Was . . . Bar . . . Ministerpräs . . . . . O Gott, o Gott!" stöhnten jetzt sämtliche Polizeibeamte ohne Unterschied des Ranges und des Standes durcheinander — der Kommissar wäre vor Schreck fast vom Schemel gefallen. Die Bestürzung war so groß und dauerte so lange, daß Ministerpräsident Bartel Zeit hatte, einige treffliche Bemerkungen darüber zu machen, wie die Polizei sich gegenüber dem Publikum zu verhalten habe. Inmitten der Grabesstille, die nun entstanden war, verließ dann Ministerpräsident Bartel das Lokal, um sich nunmehr dem Genuß des wohlverdienten Kaffees zuzuwenden.

Dantons Todeskarren.

Georg Crosse, ein reicher Amerikaner, hat die in diesen Kreisen übliche Sammlerleidenschaft. Er spezialisiert sich auf sogenannte welthistorische Unica. Kürzlich hat er für 15 000 Dollar zwei wurmstichige Karren erworben, die in der französischen Revolution eine große Rolle gespielt haben. Eines dieser Fahrzeuge hielt in der Frühe des 5. April vor der Conciergerie. Der Karren war ausersehen, Danton aufs Schafott zu bringen. Auf demselben Karren sollen Marie Antoniette und viele andere Mitglieder des französischen Hochadels den letzten Weg zurückgelegt haben. Als bestimmt ist verbürgt, daß die Girondisten und Madame Roland in ihrem schneeweißen Kleid die letzte Stunde ihres Lebens auf diesem Gefährt verbracht haben.

Als Danton im Gefängnistor erschien, fiel Camille Desmoulins neben ihm ohnmächtig zu Boden. Danton bückte sich, um seinen Freund und Schicksalsgenossen aufzurichten. Abermals öffnete sich die Vorhalle des Todes. An den Karren trat der Bankier Frey, der dem kämpfenden Heer minderwertige Schuhe aus Papier geliefert hatte und von Fouquier-Tinville dem Revolutionstribunal überliefert worden war. Danton maß den zum Tode verurteilten Kriegsschieber mit verächtlichen Blicken und weigerte sich, in Gesellschaft dieses Menschen den Karren zu besteigen. Und das Volk, das das Portal der Conciergerie umlagerte, jubelte beifällig. So mußte ein neuer Karren herbeigeholt werden, auf dem der Bankier, von den anderen gesondert, zur Guillotine fuhr.

Was der Mensch im Laufe eines Jahres ißt.

Ein erwachsenen, normaler Mensch mit normaler Arbeit braucht im Laufe eines Jahres ungefähr folgendes: 30 Pfund Fisch, 96 Pfund Fleisch, 9 Pfund Käse, 37 Pfund Butter und Fett, 400 Pfund Getreide, 11 Pfund Hülsenfrüchte, 228 Pfund Kartoffeln, 98 Pfund Obst, 200 Pfund Gemüse, 51 Pfund Zucker, 5 Pfund Salz, 6 Pfund Kaffee, ½ Pfund Tee, ferner 150 Stück Eier sowie 102 Liter Milch, 78 Liter Bier, 3 Liter Spirituosen und insgesamt 700 Liter Wasser. Abgesehen davon, daß nach dieser Aufstellung die Milchprodukte um vieles zu kurz kommen, und man also daraus lernen könnte, daß man sie steigern müßte, ist doch die ganze Tabelle recht unheimlich, vor allem in dem, was ein gesunder Mensch an Flüssigkeit nötig hat. Es scheint, die geringschätzige Miene, mit der man bei Gelegenheit das „bißchen Essen und Trinken" abzumachen oder als Kleinigkeit hinzustellen pflegt, ist doch ziemlich unberechtigt, denn die Jahressumme des Konsums ist wirklich respektabel.

Die Uhr der Bienen.

Um näheres über den Zeitsinn der Bienen zu erfahren, hat man, wie der Münchener Zoologe Professor Dr. Karl v. Fritsch mitteilte, interessante Versuche angestellt. Aus den Beobachtungen ergab sich, daß die Bienen sich entweder nach einem völlig unbekannten tagesperiodischen Faktor orientieren, oder daß sich ihr Zeitgefühl auf Vorgänge in ihrem Körperinnern gründet, so daß sie also gleichsam eine Uhr in sich tragen. Man hat an einem künstlichen Futterplatz im Freien eine kleine Bienenschar regelmäßig zu einer bestimmten Tageszeit von 1 bis 3 Uhr mit Zuckerwasser gefüttert. Die Tiere merkten sich die Stunde überraschend genau. An Tagen, da man die Bienen absichtlich nicht fütterte, bemerkte man einzelne Bienen in langen Zeitabständen Ausschau halten. Eine halbe Stunde vor der gewohnten Futterzeit wurde es lebhafter. Die Bienen kamen und suchten immer wieder das Futter. Erst gegen Ende der üblichen Futterzeit verschwanden sie wieder im Stock.

Man prüfte dann, ob sich die Bienen nach dem Sonnenstand orientierten. Zu diesem Zweck wurde ein Bienenstock in einer Dunkelkammer aufgestellt, die durch eine künstliche Lichtquelle Tag und Nacht erleuchtet war. Auch unter diesen Umständen verließen die Bienen zu der bestimmten Zeit den Stock, um den Futterplatz aufzusuchen. Sie müssen sich also nach einem völlig unbekannten tagesperiodischen Faktor richten. Vielleicht auch reagieren sie auf innere Vorgänge. Vielleicht haben sie eine Uhr in sich. Diese Uhr scheint dann auf die 24-Stunden-Zeit eingestellt zu sein, denn das ist das Bemerkenswerteste bei diesen Beobachtungen: Man kann die Bienen in der Dunkelkammer bei konstantem Licht mit Erfolg auf Zeit dressieren, wenn man alle 24 Stunden füttert, wenn man jedoch alle 19 Stunden füttert, bleibt der Erfolg gänzlich aus.

Fröhliche Ecke.

Naturkunde. „Vögel und Fische legen also Eier. Die Vögel legen die Eier in ein Nest und bleiben so lange darauf sitzen, bis sie ausgebrütet sind. Und was machen nun aber die Fische, Fritzchen?"

„Die Fische liegen auf den Eiern."

„Unsinn, Fritzchen. Hast du schon einmal Fische auf Eiern liegen sehen?"

„Jawohl, Herr Lehrer, Sardellen."

Die günstige Gelegenheit. Der Maler F. trifft seinen Bekannten beim Arzt.

„Was hast du denn beim Arzt gemacht?" fragte er seinen Bekannten.

„Ich leide schon eine Zeitlang an Gedächtnisschwäche," erwiderte der Gefragte.

„Das macht nichts, es geht bald weg," tröstet ihn der Maler, „Und was ich sagen wollte: Kannst du mir 50 Mark borgen?"

Aussicht auf Ehe. „Glaubst du bestimmt, daß Kaspar dich heiraten will?!"

„Bestimmt. Er findet mich zum Beispiel in einem billigeren Kleid schöner als in einem teueren."